

Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb.

(3. Fortsetzung.)

Die Königin Marie sah erregt aus, als ihre Töchter zu ihr traten. Sie hörte zerstreut den Bericht über den wunderbaren Morgenritt im Zimmerholz mit an und lauschte dabei beständig nach den Zimmern des Königs hinüber. Ihre Unruhe wirkte ansteckend, so daß alle wie erst aufathmeten, als sich endlich der Schritt des Königs vernehmen ließ.

Der König ließ sich von seinem Adjutanten nur bis an das Vorgimmer der Königin geleiten, dann brückte er die Kante nieder und trat ein. Die Königin und die Prinzessinnen gingen ihm wie immer rasch entgegen. Er erwiderte die Umarmung der Gattin herzlich, rief dem Kronprinzen ein freundliches Scherzwort zu, streichelte die Gesichtser seiner Töchter, die ihm herzlich die Hand küßten, aber der Schatten der Wehmuth, der über seinen Jüngen lag, wich heute nicht wie sonst im Kreise der Seinen.

Die Sorgen, die Dual, einschnürende Entschlüsse fassen zu müssen, das Gefühl der Verantwortlichkeit und die Unsicherheit zugleich lasteten schwer auf ihm. In den schönen, bequamen Räumen der Königin liebten diese Gespenster sonst meistens draußen, jetzt aber lag die schwüle Atmosphäre, die von außen mit hereintrat, wie etwas greifbar Dridendes über allen. Niemand mochte eine Frage zu stellen.

Endlich fing der König selbst an zu erzählen, daß das Verhältnis zwischen den Bundesstaaten immer unhaltbarer werde.

„Ich muß den Grafen Hallermund nach Berlin senden, denn Preußen verlangt meine offizielle Versicherung, daß ich im Falle des Krieges neutral bleibe,“ sagte der König mit einem ungeduldigen Seufzer. „Bei einem Bundesfürsten versteht sich solche Neutralität doch von selbst! Das scheint Preußen aber nicht zu genügen. Andererseits könnte mein festes Versprechen Oesterreich tranken.“

„Aber es mit Preußen zu verberben ist gewiß nicht rathsam,“ meinte der Kronprinz lebhafter, wie sonst seine Art war. „Was rath denn Graf Hallermund?“

„Zu einem unbedingten Bündniß mit Oesterreich. Er meint, Oesterreich bleibe auf alle Fälle Sieger, und dann würde ich meine Hinneigung zu Preußen büssen müssen. Heubner, Medem, Hammerstein und andere drängen zu einem festen Neutralitätsbündniß mit Preußen, da dieses im Fall seines Sieges sehr übel mit Hannover verfahren würde, falls dieses sich feindlich oder zweifelhaft verhalten habe, während Oesterreich als Sieger trotz seiner Verhinderung die hannoversche Macht im Norden eher stärken als verringern müßte.“

„Das erscheint mir sehr einleuchtend,“ sprach Prinzess Frederike dazwischen.

Gleich darauf aber erörthete sie tief in Gegenwart ihres angebeteten Vaters eine abweichende Meinung zu äußern, erschien ihr selbst ungebührig.

Um den Mund des Königs zuckte ein wehes Lächeln. „Für eine kühne Politik mit hohen Einsätzen und Gewinnen bin ich nicht gemacht,“ sagte er endlich langsam. „Dazu müßte ich mein eigener Minister, mein eigener General sein, mir allein mein Urtheil bilden, alles übersehen können.“

Seine erloschenen Augen richteten sich nach der Stelle hin, von wo aus der Prinzessin Frederikes lebhafteste Bemerkung erklingen war. Diese Andeutung, wie tief er in dieser kritischen Zeit sein Unglück, blind zu sein, empfand, erschütterte die ganze Familie. Die Königin schlang ihren Arm um den Hals des Königs, der Kronprinz faßte nach seiner einen, Prinzess Mary nach der andern Hand. Prinzess Frederike sank im Uebermaß ihres Mitleids vor dem Vater in die Kniee.

„Vater, geliebter, theurer Vater!“ schluchzte sie. Der Ton ihrer weichen Stimme griff den König an und selbst wie weich ward ihm ums Herz. „Alles, was Du beschließt, ist recht und gut! Laß Dich nicht beirren, Dein hoher Sinn, Deine Gerechtigkeit werden Dich stets das Beste thun lassen!“

Der König antwortete nicht. Trotz aller Liebesworte der Seinen blieb er ruhig fragende geräthelhafter Ausdruck auf seinem Gesicht.

Als er fortgegangen war, legte die Königin beide Hände über die Augen und weinte. Der Kronprinz und Prinzess Mary blieben in rathloser Bestürzung neben ihr stehen.

Prinzess Frederikes Gesicht war blaß und still. Sie sah gedankenlos dem leuchtenden Sonnenstrahl zu, der über das blaue Parquet hinlief. Sie verfolgte das hin- und herhuschen-

de Licht lange Zeit mit den Augen. Rammings Worte von heute früh führen ihr durch den Sinn.

„Für meinen Vater ist mir kein Opfer zu groß — ich werde ihn nie verlassen!“ sagte sie plötzlich laut. Die Worte fielen seltsam schwer und dumpf in das stille Zimmer.

Die Königin ließ erkaunt die Hände sinken und sah ihre Tochter groß an. Prinzess Frederike stand hoch aufgerichtet in der flimmernden Wolke seiner Sonnenscheiben, die muthwillig durcheinander spielten. Wie eine Strahlenglorie umgaben sie ihren schönen braunrothen Kopf.

5. Kapitel.

„Gisela, wir stehen unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges. Täglich kann die Order eintreffen, die mich zu meinem Regiment nach Berlin zurückberuft. Wird Dein Vater uns angesichts dieser Thatfache ein letztes Besammensein verbieten? Und wärest Du schwach genug, Dich solchem Verbot zu fügen? Trotz seines damals schroff abweisenden Briefes bin ich bereit, nach Prag zu kommen, um noch einmal mit ihm zu reden. Wenn er jetzt nicht in unsere Verlobung willigt, weil er bereits den Feind in sich sieht, wo darf er uns doch weder den Abschied verweigern noch uns gänzlich die Hoffnung nehmen, daß nach erfolgtem Friedensschluß auch wir glücklich sein dürfen? Ich erwarte eine telegraphische Antwort. Zögere nicht! Jede Stunde kann die Entscheidung bringen, die es mir unmöglich machen wird, Dich dann noch aufsuchen zu können.“

Botho v. Königsd.

Gisela ließ den Brief in den Schoß sinken. Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. Sie sah an dem weit offenen Fenster ihres Zimmers, das nach dem Garten hinausging. Die Schatten der Lindenblätter huschten über ihre weiße gestrichelte Stirn. Der warme Junitag war mit dem Duft des weigoldenen Jasmins erfüllt. Die Luft flimmerte vor Hitze. In den Lindenblüthen summten die Bienen einträchtig.

Der Garten war nicht besonders groß. Terrassenförmig führte er aber bis zur Moldau hinunter. Das Palais Waldstein lag auf der Kleinfeste von Prag in einer engen Straße, nicht weit von der historischen Nepomutbrücke, um deren alterthümliche Steinmauern und moosbewachsene Pfeiler der Morgenandacht wie Nebelschleier schwebte.

Das junge Mädchen nahm den Brief wieder auf und las ihn noch einmal so langsam durch, als ob sie jedes Wort auswendig lernen müßte. Dann drückte sie ihren Mund leidenschaftlich auf die großzügige Schrift. Mit zusammengekniffenen Augen sah sie nach. Ihr Vater würde sicherlich ein Widersprechen im Palais Waldstein geltend machen. Anderswärts widerstrebe es ihr, Königsd eine heimliche Zusammenkunft ohne Vorwissen ihres Vaters zu verabreden. Vor einer Scene mit ihrem jährigen Vater graute ihr. Ihr Bruder, der augenblicklich auf Urlaub in Prag weilte, würde ihr sicher nicht zu Hilfe kommen, denn er war selber heilfroh, wenn sich kein väterliches Ungewitter über seinem hübschen Plättchen entlud. Einen raschen Entschluß galt es aber zu fassen. Sehen mußte sie Königsd unter allen Umständen.

Sie schob den Brief in die Tasche ihres Morgenkleides und ging die breite steinerne Treppe hinab, die in die unteren Räume des Schlosses führte. Die Zimmer ihres Vaters lagen auf der linken Seite. Man sah von den schmalen Bogenfenstern aus auf den langen überdeckten Speiseaal, der, von allen Seiten offen, einst die reich besetzten Tafeln für Wallensteins fürstlichen Hofball und seine Reiteroffiziere barg. Jetzt stand das ausgetölpelte Lieblingssperd des Friedländer, umgeben von eroberten Fahnen und anderen Siegestrophäen, dort. Sattel und Saumzeug schmückte die schöne braune Stute, als ob die lange feiner Reitergestalt des Fürsten von Friedland sich im nächsten Augenblick hinaufschwingen wollte. Die Sonne malte zitternde Kringle auf die grauen Steinfliesen und an die weißporcellane Dede. Um die Säulen der Halle schlängeln Efeu und wilder Wein ihre langen grünen Ranken.

Graf Waldstein saß in seinem ganz im Stil des sechzehnten Jahrhunderts gehaltenen alten Zimmers. Auf den Borden der Wandlängeln hingen alte Humpen, Inntrüge und rubinrothe kostbare Gläser. Die Sessel waren alle steif, mit geraden Lehnen und harten Lederfüßen. Bei dem Eintritt der Tochter wandte sich der Hausherr um und nicht ohne mit dem Kopfe flüchtig zu während Graf Alex seine geschmeidige schlante Gestalt in der lockeren bequemen Livree sogleich kräftig gerade aufzurichten und ihr eine tiefe ceremonielle Verbeugung machte. Sein blondes

Schnurbärtchen zuckte noch vorwachen über die Knechte, die er soeben seinem Vater erzählte. Sein hübsches Gesicht mit den großen blauen Augen trug einen kindlich freundlichen, ja unschuldigen Ausdruck. Niemals hätte man beim ersten Sehen in Graf Alex den tollkühnen Ritter, waghalsigen, leidenschaftlichen Spieler vermuthet, der allen Frauen den Kopf verdrehte. Er gleich auffallend dem Bild seiner verstorbenen Mutter, das, von einem breiten Rahmen umgeben, in fleiblicher Jugendfröhen von der Wand herabblähte. Diese Heiligkeit war auch der Grund, warum Graf Waldstein vom ersten Moment an mit abgöttischer Liebe an seinem Sohne hing, während er sein kleines schwarzäugiges Bärtchen, das der Mutter so wenig ähnelte, kaum anfaß.

Gelegentliche Ironieausbrüche des alten Grafen abgerechnet, konnte Alex daher von klein an thun und lassen, was ihm beliebte. Bei Alagen der Hauslehrer, die beständig bei dem Vater einliefen, alaunte der stets der Engländerne des blondrothen Büschens mehr wie den liebegewandtesten Schulbeweisen. Als der junge Graf endlich auf die Schule kam, lautete die letzte väterliche Ermahnung des alten Waldstein: „Leb wohl, mein geliebter Bub! Lern nicht zu viel, und laß Dir von den Schulmeistern nichts gefallen!“

Diese weiße Lebensregel beherzigte Alex nach Kräften. Er lernte blyhemia, und dabei stand er immer vor der Möglichkeit, aus allen Gymnasien und Erziehungsanstalten fortzulaufen zu werden. Meist lag er sich im letzten Moment aber doch noch mit seiner blonden Engelsmähne durch, oder der alte Waldstein kam während angefahren und nahm den Sohn aus der „pebanitischen“ Anstalt heraus. Beim Regiment regnete es später ebenfalls ständig Alagen über Schulden und andere leichtsinnige Streiche. Nur seinem alten Namen, der Gunst des Kaisers und seinem schneidigen Reiten verdankte Graf Alex die Auszeichnung, zur Leibwache des Kaisers kommandirt zu werden. Als er zum ersten Male in seiner roten Uniform mit dem weißen webenden Mantel aus seiner ungarischen Schimmelstute „Fennel“ in den Hof des Palais Waldstein eintrat, mußte der alte Graf sich vor Entzücken und Stolz nicht zu lassen. Die bei diesem ersten Besuch sogleich gebildeten erheblichen Schulden bezahlte er ohne mit der Wimper zu zucken, freilich von dem Vermögen seiner verstorbenen Frau, das Gisela verschrieben war, aber über welches er bis zu ihrem fünfundsanzwanzigsten Lebensjahre verfügen durfte.

Von diesem großen Vermögen brödelte immer mehr ab. Der alte Waldstein tröstete sich bei jeder Kapitalverminderung mit der Hoffnung, daß Alex sicher bald vernünftig werden würde und später der Schwester alles erlösen könne. Die mußte natürlich reich heirathen — dann konnte die Frage der Abrechnung hinausgeschoben werden. Augenblicklich wäre ihm eine solche fast unmöglich gewesen, denn die Einkünfte der großen Güter genügte bei seiner Lebensweise niemals seinen und des Sohnes Ansprüchen. Er zahlte seinen Angehörten fürstliche Gehälter, kontrollirte die Verwaarter gar nicht, jagte einen einmal planlos hinaus, um von dem Nachfolger, auf dessen Ehrlichkeit er sofort schwor, in kurzer Frist ein recht befohlen zu werden. Bei allem äußerem Glanz war daher das Leben im Palais Waldstein geraden und wenig glücklich für Gisela, die sich stets dem herrischen, sprunghaften Willen des Vaters fügen sollte.

„Was gibst?“ fragte er auch jetzt nur kurz, als Gisela jügend hinter seinem Stuhle stehen blieb.

„Ich habe einen Brief bekommen, über den ich mit Dir sprechen muß, Vater.“

Alex zog die Brauen hoch. „Natürlich einen Mahnbrief von einer Schneiderin! Gisela macht halt auch Schulden — reich mir die Hand, mein Leben! Jetzt verstehen wir uns. Uebrigens, kleine Dame, Mahnbriefe gehören in den Papierkorb — und nicht auf den Schreibtisch des Herrn Papa! Dem erspart man solche Sorgen bis zum allerletzten Moment. Nimm Dir ein Beispiel an mir.“

„Schwäh!“ nicht solchen Unsinns, Bub!“ unterbrach Gisela den Bruder. „Am liebsten rebete ich mit dem Vater allein!“

„Na, Alex wird diese wichtige Sache wohl auch noch mit anhören können,“ antwortete der alte Graf. „Getaus mit der Sprache! Was gibst denn schon wieder? Jrgend einen Aegerer natürlich. Wie oft hab ich Dir schon gesagt, laß mich aus mit dem Weibertratsch. Deine Kammerjungfer verlastet das Zimmermädchen, und ich soll Frieden stiften? Fällt mir nicht ein. Wenn's keine Ruh gibt, jag ich sie alle zum Teufel meinetwegen!“

Der Brief ist weder von meiner Schneiderin, noch komme ich Dir mit Weibertratsch. Ich dachte, Du wüßtest, daß ich solche Dinge stets selbst abmahne, Vater.“ Der raube und polternde Ton des Grafen erkälte Gisela und gab ihr schnell die Hoffnung zurück, nach der sie zuerst vergeblich rang. Kurz entschlossen sagte sie: „Königsd schreibt mir, daß er noch einmal herkommen möchte, um mit Dir zu reden und mir vor dem voranschreitenden bald ausbrechenden unerwünschten Kriege Lebenswohl zu sagen.“

„Hab' nix mehr mit dem Preußen zu reden!“ rief Graf Waldstein zornroth. „Der hat meine Antwoort

kurz und bündig erhalten. Er kriegt Dich nie — fertig!“

„Damit gebe ich mich aber nicht zufrieden, Vater! Du hast kein Recht, nur wegen einer persönlichen oder politischen Aneignung mein Lebensglück zu zerstören.“

„Was? Bist Du toll, Mädel?“ Der alte Waldstein starrte seine Tochter fassungslos über die Kühnheit an. Dann stieß er seinen Stuhl zurück, daß er krachend gegen die Holzgetäfelte Wand fuhr. „Ach hä!“ kein Recht, Dir solche Hungerleidertratsch zu verbieten, kein Recht, Dich zu hindern, Dich an solchen kleinen preussischen Leutnant megawerfen? Das wollen wir doch sehen!“ Er schnappte nach Luft.

„Ich vertheide auch nicht, Gisela, daß Du Dich so fest in diese alberne Idee verbeihen kannst!“ warf Alex ärgerlich hin. Er sah seine schmale weiße Hand. An dem schlanken Gelenk klirrt ein breites Kettenarmband mit dem er gern liebäugelte.

Gisela beachtete den Einwurf nicht. Sie wandte ihr erblichtes Gesicht nur dem Vater zu. „Du hast Königsd, als er im vorigen Winter um mich anhielt, in sehr schroffer Weise abgefertigt,“ sagte sie mit fliegendem Athem. „Es ist ein Zeichen seiner großen Liebe zu mir, daß er trotzdem noch einmal kommen will.“

Alex lachte. „Ein Zeichen seiner Liebe? Na, kleine Dame, Du bist noch sehr naiv. Die reiche Erbin wittert er. Die preussischen Leutnants, die zur Bottschaft kommandirt sind, möchten immer alle ein reiches Wiener Mädel haben.“

„Ich reich? Als Deine Schwester wohl kaum! Jedermann in Wien weiß genau, wie überlich Du bist!“ erwiderte Gisela scharf.

„Halt den Mund!“ fuhr der alte Graf erobert dazwischen. „Alex hat ganz recht. Königsd will Dein Geld, nichts weiter.“

Natürlich hat er sich nebenbei auch in Dein hübsches Fräulein vergriffen!“ lenkte Alex ein. Es war ihm immer unangenehm, wenn der Vater einetwegen die Schwester rauh behandelte. „Aber weil Du so hübsch bist, gerade deshalb tannt Du ganz andere Partien machen. Mir lang neulich ein Wogelchen was ins Ohr von einer reichen Erzengeln, die ganz in den Bänden meiner schönen Schwester liegt! Wir wären ja Trottel, Dich so billig herzugeben — was, Papa?“

„Der Unfimm mit Königsd hört auf!“ bestimmte der Graf diktatorisch. „Diese Unverschämtheit, jetzt — jetzt, wo das Verhältnis mit Preußen ein geradezu verhängnisvolles ist, mir anzubieten, ihm meine Tochter zu geben! Da hört doch aller Spöß auf! Ich werde ihm einen Brief schreiben, den er nicht hinter den Spiegel steckt.“

„Das wirst Du nicht thun! Du hast gar keinen Grund, Königsd zu beleidigen, weil er mich liebt!“ rief Gisela empört.

„Mir ist das aber eine besondere Freude, einem Preußen ein auszuweisen. Ich kann diese steinernen, eingebildeten Hungerleider nicht ausstehen.“

Der Graf schlug mit der geballten Faust auf die Schreibtischplatte, daß es dröhnte. Das rubinrothe Trinkglas Wallensteins, das dort unter einer Glasglocke stand, klirrte leise. Ein feiner, singender Ton ging durch das Zimmer.

Dieser unberechtigte Haß ist kein Grund, mir zu verbieten, den Mann zu heirathen, den ich liebe und an dem Du nichts aussetzen kannst. Denn daß er kein Oesterreicher ist, daran ist er doch wohl unschuldig!“ Gisela stand hart vor ihrem Vater. Das scharfe Zurückweichen hinter seinen Stuhl hatte sie aufgegeben, als die Scene sich immer mehr aufspielte.

„Ich lasse meine Tochter keinen Landesherrn heirathen. Schlag ihm doch vor, zu uns überzutreten — dann mag er wieder anfragen.“

„Solche Zumuthung wäre in der jetzigen Zeit eine Beleidigung für Königsd, die ich ihm nicht antue. Ja geradezu gewissenlos wäre es von mir, zu fordern, daß er seine Ehre hingibt, um mich heirathen zu dürfen.“

„Das läßt sich hören!“ sagte der alte Graf Waldstein nach einigem Besinnen ruhiger. „Von seinem Standpunkt würde ich eine Weigerung jedenfalls begreifen. Aber eine andere Bedingung könnte ich ihm stellen. Wenn er die annimmt, wollen wir uns wieder sprechen.“

„Welche Bedingung meinst Du, Vater?“

„Er Königsd mich nicht darum fragt, brauche ich sie Dir auch nicht zu sagen.“

„Er bittet in diesem Brief um Deine Erlaubniß, herzukommen zu dürfen, Vater. Kann ich ihm scheiden, daß Du ihm empfangen willst?“

„Er weiß, wo ich wohne. Will er was von mir, mag er sich direkt an mich wenden. Was soll das überhaupt heißen, daß er Dir heimlich schreibt?“

„Ich bitte Dich, den Brief zu lesen!“

„Man korrespondirt nicht mit einem abgewiesenen Bewerber. Sind das preussische Moden? In meinem Hause paßt mir das nicht!“

„Was soll ich denn aber antworten, Vater?“

„Gar nichts. Auf den Wisch gehöret keine Antwort. Wenn er trotzdem kommt, ist's immer noch Zeit, mich zu entscheiden, ob ich ihn empfangen will. — Und nun hör' auf! Ich habe genug von der Geschichte.“

„Wenn Du's nicht einmal der Mädel für werth hältst, mir zu sagen, was Du eigentlich willst, so wundere Dich nicht, wenn ich jetzt ohne Deine Zustimmung handle!“ sagte Gisela trotzig, und in diesem Augenblick alch ihr reizendes Mädchen Gesicht auffallend dem strengen, einsinnigen Charakterkopf des alten Waldstein.

„Hab' ich's noch nicht deutlich genug gesagt?“ fuhr der Graf auf. „Mir mehr hören mag ich, von der dummen Geschichte.“ Das hab' ich gesagt. Und hat Dein edler Herr v. Königsd die Dreistigkeit herzukommen, so werde ich ihn fragen, ob er auch ein armes Mädel zur Frau brauchen kann. Denn ehe ich einen Gulden von dem Gelde Deiner Mutter selig den preussischen Großmüllern in den Rücken werf, ehe —“

„Eher läßt Du alles von Veri verjähren!“ fiel Gisela bitter ein. „Ja, wohl — das weiß ich! Frage nur Königsd, ob er mich oder mein Geld liebt — er wird Dir schon zu antworten wissen.“

Selle Thronen stürzten plötzlich aus Giselas Augen. Alex trat zur Schwester und wollte den Arm um sie legen, aber sie schüttelte ihn heftig von sich ab und ging hinaus.

„Laß sie laufen!“ meinte der alte Graf unwirsch. „Wenn Weiter anfangen, einem was vorzubehulen, ist es am Besten, man lehrt sich gar nicht dran. Eigentlich häßt ich dem dummen Ding noch gehörig den Kopf zurechtsetzen sollen für ihre albernen Redensarten.“

„Mir thut Gisa leid“, begütigte Alex. „Königsd ist ein netter Keel — wir haben ihn alle gern in Wien. Natürlich ist die Heirath ein Unfimm, aber daß sie uns darüber etwas vorheult, kann man ihr nicht übel nehmen.“

„Ich hab' damals auch geheult wie ein Schloßplater, als die Franzosi vom Burgtheater mit dem schönen Rinsky durchbrannte. So was überwindet man aber wieder. Komm mit in den Stall, Vater! — die „Fennel“ schont vorne links. Ich mein', der Esel von Hufschmied hat sie vernagelt.“

Das Gesicht des Grafen klärte sich auf. Er hob seinen Arm in den seines Sohnes. In der besten Laune atingen beide in das weitläufige Marstallgebäude inlier. Von Giselas Kammer war nicht weiter die Rede.

Bei Tisch trug diese ein gleichmüthiges Gesicht zur Schau, sprach allerdings mit der Vater fast gar nichts, und auch Leris Zähne entlockten ihr kein Lächeln. Sofort nach ihrer klirrenden Unterredung mit ihrem Vater hatte sie eine Depesche an Königsd aufgegeben, in welcher sie ihn bat, am andern Tage Nachmittags gegen sechs Uhr mit ihr auf dem Gradschin zusammenzutreffen. Sie war ziemlich sicher, dort von Niemand übertrahst zu werden, und sie mußte Königsd durchaus allein sprechen, ehe er mit ihrem Vater unterhandelte.

Die Schatten der Häuser fielen schon lang über die Straße, als Gisela am anderen Tage den Weg nach dem Gradschin einschlug. Die Steine glänzten vor Hitze unter ihren Füßen, denn trotz des leichten Luftzuges und der vorgezündeten Stunde war die Temperatur immer noch merkwürdig hoch.

Auf der Nepomutbrücke stand sie erschöpft still und sah einige Zeit in den rauschenden Fluß hinunter. Schiffe glitten vorüber, schwer beladene Rähne, Ruderboote, elias Segler, deren graue, vielfach geklützte nenfegel der warme Wind bauchte. Die Wagen, Karren und Fußgänger, die über die Nepomutbrücke führen und gingen, spiegelten sich deutlich in den Wellen.

Vor der alterthümlichen Georgs-Kirche am Fuß des Gradschin fanden viele Menschen, um die Figuren der zwölf Apostel herauskommen zu sehen und das Glodenpiel zu hören, wenn die Thurmuhre die Stundenzahl voll ausschlug. Bald mußte es so weit sein.

Nur wenige Spaziergänger erstriegen mit Gisela die hohe Treppe, die zum Gipfel des Gradschin, auf dem die Königsburg liegt, führt. Ihre Kniee zitterten vor Aufregung, sie hörte ihren eigenen überhasteten Herzschlag. In kurzer Zeit sollte ihr Geschick entscheiden.

Jetzt war der letzte Abjah überwunden, und sie stand oben. Ihre Ungeduld trieb sie doch wohl zu früh her, denn von Königsd war noch nichts zu entbeden, nur unbekante, gleichgültige Fremde befaßen mit ihr die unbergleiche Aussicht.

Eine zartgezeichnete Linie dunkelblauer Verzüge begrenzte den Blick. Zu Füßen des Gradschin lag das herrliche Prag mit seinen Thürmen, Kirchen, vergoldeten Kuppeln. Wallende Nebel hingen vom Flußbett auf und hingen wie weiße Schleierfetzen an den hohen Schiffsmaolen und Brückenpfeilern, bis sie in der stillen Luft langsam wieder zerlossen. Der grünlige Abendhimmel mit den goldwundernderten, eilig segelnden Wolken spannte sich darüber aus und spiegelte sich wie ein perlunterer Glückstrahl tief unten im Bett der Moldau, die ihre glühenden Wellen eilig hinrauschen ließ.

„Gisela!“

Das junge Mädchen fuhr herum. Ihr Auge hatte so tief in all die Schönheit hineingehaut, daß sie den raschen, elastischen Schritt, der die Treppe heraufkam, überhörte. Eine Sekunde starrte sie Königsd, der ihr beide Hände hinhielt, erschrocken an. Gisela hatte ihn bisher nie anders als in einer glänzenden Uniform gesehen, und jetzt kam er ihr fremd vor in dem dunklen einfachen Civil. Aber er war es doch — er! Sie fühlte den festen Druck seiner Hand, sah sein bräunliches, schmales Gesicht mit der feinen, leichtgebogenen Nase, dem energischen Mund, den großen braunen Augen.

„Wir sind hier ungehörig!“ fragte er endlich, merkte aber, daß sie vor Erregung kein Wort hervorbringen konnte. „Unser Zusammensein kann nur sehr kurz sein“, fuhr er daher fort. „Noch heute Nacht fahre ich nach Berlin weiter.“

„Ist die Entscheidung bereits gefallen?“ Ihre Hand zuckte der seiner. Er zögerte. In dieser schmerzlichen Stunde empfand er selbst es bitter, daß er in der Beifahrerlieben die Freundin sehen mußte, mit der er nicht völlig offen reden durfte. „Meine Anwesenheit ist in Berlin dringend nöthig“, antwortete er endlich ausweichend. „Will Dein Vater mich empfangen, Gisela? Oder bist Du gegen seinen Willen hergekommen, um mir zu sagen, daß wir trotz seines Widerspruchs unauslöschlich zusammengehören?“

Sie schlug ihre Augen voll zu ihm auf. Es lag eine so heiße Liebe in ihrem Blick, daß ein Wonneshauer ihn überließ.

„Geliebtes Herz!“ Er zog ihren Arm durch den seinen und drückte ihn fest an seine Brust.

„Du warst mir gewiß böse, Botho, daß ich mich im Winter dem Willen meines Vaters fügte?“

„Nein — nein! Man hat Dich gewiß arg ocauält, mich aufzugeben? Aber jetzt steht Du unerschütterlich fest zu mir, Gisela?“

Sie senkte den Kopf. „Wenn Du wüßtest, wie aufreibend die beständigen Kämpfe mit meinem Vater sind! So viel Unvernunft und Ungerechtigkeit liegt in seinem Wollen.“

„Um so fester und zielbeuhter mußt Du selbst sein.“

„Damals hoffte ich, er würde mit der Zeit nachgiebiger werden.“

„Und jetzt? Weiß er überhaupt, daß Du hierher gegangen bist? Will er mich empfangen, um mit mir Deine und meine Zukunft zu bereuen?“ Königsd fragte übersürzt sich förmlich.

„Er will Dich empfangen, wenn Du ihm eine Bedingung fügst.“

„Welche Bedingung stellt er denn? Sehr bald schon wird es an uns sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Namen der gelegentlich des Berliner Krönungs- und Ordensfestes mit einer Auszeichnung bedachten Männer füllen im Reichsanzeiger volle vierzehn Seiten. Und da behauptet man noch, der Kaiser schmolle!

„Geld allein macht nicht glücklich,“ behauptet der Naturforscher John Burroughs. Recht so. Man muß es bekanntlich auch haben.

Wenn Juppelin der Zweite im März seine Luftfahrten beginnt, dann werden die Engländer wieder das Zipperelein kriegen.

Nach schlimmer.



„Ich bin ganz desperat!... Wie ich ausbe, mach mir meine Frau vorwärts!“

„A hab!... Was ist dabei?... Die meine macht mir sogar — Nachwürfe!“